

raum nicht aus. Im geschützten Rahmen der Universität sollten Studierenden Berührungspunkte mit dem Berufsalltag und der Arbeitspraxis ermöglicht werden. Im Seminar „Jongleure der Wissensgesellschaft“ unter der Leitung von Prof. Dr. Dieter Nittel (Institut für Erwachsenenbildung und Sozialpädagogik) erhalten die Studierenden Einblicke in zentrale Berufsrollen und Arbeitssituationen mit ihren Anforderungs- und Kompetenzstrukturen im Feld der Erwachsenenbildung innerhalb einer institutionellen Einrichtung anhand von berufsbiografischen Selbstbeschreibungen eingeladenen Praktiker.

Am 10. November 2008 besuchte Andreas Seiverth das Seminar „Jongleure der Wissensgesellschaft“ als Vertreter der kirchlichen Weiterbildung. Er berichtete über seinen beruflichen Werdegang bis zum Bundesgeschäftsführer, sein Verständnis des Bildungsbegriffs, die Institution der Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (DEAE) und stand anschließend den Studierenden Rede und Antwort über die aktuelle Berufssituation, den typischen Arbeitsalltag und die individuellen Anforderungen und Chancen als Berufsneueinsteiger.

Seine eigene Professionalität als Erwachsenenbildner definierte Seiverth in seinem Vortrag über die Fähigkeit, die eigene Biografie unter bildungstheoretischen Gesichtspunkten zu reflektieren und zu rekonstruieren. Die einzelnen Ereignisse und Wege in Seiverths Leben sind somit rückblickend eng mit dem Bildungsbegriff verbunden. Dieses Verhältnis drückt er durch ein Hegel'sches Zitat „Der Weg des Geistes ist der Umweg“ aus. Um eine Bereitschaft zum Dialog mit dem Anderen zu bilden, muss man sich zunächst seiner Selbst und der eigenen Her-

kunft entfremden. So ging sein Weg zur evangelischen Kirche über eine atheistische Selbstbeschreibung, was zunächst einen Umweg bedeutete, ihm aber seinen christlichen Glauben und die Bereitschaft, für die Kirche zu arbeiten, näher brachte. Konfrontation und Bearbeitung des Nicht-Anderen, des Anderen und dessen Diskurs bilden die Grundlage einer Bildung. Die Bereitschaft zum Dialog und zur Veränderung sind also die notwendigen Bedingungen für ein aufgeschlossenes Lernen. Seiverth beschreibt den Weg in seinen Beruf als Praxisschock ohne Erfahrung und Anleitung, in dem er jedoch einen großen Einblick ins Berufsinnere werfen konnte und ein hohes Maß an Flexibilität und Improvisation erlernte.

Sehr selten haben die Studierenden der Erwachsenenbildung eine Begegnung mit einem Repräsentanten der alten Schule, der eine ausgeprägte moralische Wertebasis vertritt wie Herr Seiverth. Jene Studierende, die ihre berufliche Zukunft eher in der Personalentwicklung oder der betrieblichen Weiterbildung sehen, waren durch die Ausführungen von Herrn Seiverth irritiert, da er kein karriereorientiertes Modell vertritt. Allgemein erlebten die Studierenden in dieser Seminarsitzung allerdings eine exemplarische berufliche Entwicklung, die Anregungen gab und richtungsweisend sein konnte.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Erwachsenenbildung und Sozialpädagogik, Fachbereich Erwachsenenbildung, Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main

#### Anmerkung

<sup>1</sup> Vgl. Schmied-Kowarzik, Wolf Dietrich (2008): Das dialektische Verhältnis von Theorie und Praxis in der Pädagogik, Kassel University Press, S. 15–21.

## Wolfgang Wittrock: Reisen in die Wirklichkeit des HEILIGEN LANDES

1970 reiste ich zum ersten Mal ins HEILIGE LAND, und zwar im Rahmen meiner Ausbildung zum Pfarramt in der evangelischen Kirche. Als junger Theologe tat ich dies weniger im Sinne frommer Pilgerschaft, eher im Sinne einer Spurensuche nach anschaulichen Anknüpfungspunkten für biblische Theologie vor dem Hintergrund ihrer historisch-kritischen Entzauberung. Wir waren alle begeistert über die Möglichkeit, frei und ungehindert die Stätten der Bibel besuchen zu können, im Mittelmeer und im Toten Meer zu baden, mit Menschen unterschiedlichster biografischer, ethnischer, religiöser und politischer Hintergründe ins Gespräch zu kommen.

Wir wussten wohl, dass dies dem Sechstagekrieg von 1967 – also nur wenige Jahre zuvor – zu „danken“ war. Wir reflektierten dies jedoch nicht in seiner Problematik, dass diese große neue Freiheit in Israel auf Kosten der Menschen in den eroberten und besetzten Gebieten ging. Im Gegenteil, für uns waren die Israelis kollektiv der bewunderte David, der dem bedrohlichen Goliath der ara-

bischen Welt (verkörpert in der Gestalt des ägyptischen Präsidenten Nasser) trotzte. Wohl war ich persönlich Kriegsdienstverweigerer und verabscheute militärische Gewalt, sah mich jedoch außerstande, diese Überzeugung als Maßstab für meine Sicht der Politik Israels anzulegen.

Dafür empfand ich die Araber als zu bedrohlich, was mir persönlich einmal sehr nahe kam, als ich mit meiner Frau auf eigene Faust in einem arabischen Bus nach Nablus gefahren bin (was damals zwar als „riskant“ galt, aber durchaus möglich war). Wir wurden im Bus natürlich als Ausländer wahrgenommen, und als einige uns ansprachen und erfuhren, dass wir Deutsche sind, sprang uns allenthalben Wohlwollen entgegen: „Deutsche gut! Hitler gut!“. Uns lief eine Gänsehaut den Rücken herunter; dies passiert mir auch heute noch, wenn ich solche Redensarten auf palästinensischem Boden höre (wobei ich mittlerweile weiß, dass die Wenigsten eine konkrete Vorstellung haben, was es mit Hitlerdeutschland auf sich hatte – jedenfalls war er „gegen die Juden“).

Die **Palästinenser** als eigene politische Realität (anstelle der diffus unbehaglichen Kategorie „**Araber**“) sind in mein Bewusstsein gedrungen erst durch die Terroraktion bei der Olympiade in München 1972 sowie durch Attentate und Flugzeugentführungen in dieser Zeit. Mir war inzwischen die Problematik der israelischen Besetzung wesentlich deutlicher geworden, wobei deren Verurteilung jedoch durch die palästinensischen Terroraktionen (verkörpert in der Person Arafat) konterkariert wurde. Darf, ja muss sich ein durch Terror bedrohtes Volk nicht wehren? Ich glaube, dass die sehr zurückhaltende Wertung palästinensischen Widerstandes gegenüber der israelische Besetzung hierzu auch heute noch durch diese bewusstseinsprägenden Erfahrungen meiner Generation wesentlich bestimmt sind: Es müsste schon eine idealtypisch „saubere“ Widerstandsbewegung sein, ohne Gewalt nach außen und ohne Repression nach innen, die ungebrochene Zustimmung erwerben könnte.

Die erste Intifada Ende der 1980er Jahre schien diesem Ideal ziemlich nahe zu kommen, selbst wenn steinerwerfende Kinder und Jugendliche, erst recht natürlich todbringende Kämpfer meine Toleranzschwelle arg strapazierten. Umso erleichterter war ich, als der palästinensische Widerstand vom Kampf abließ und sich auf das diplomatische Parkett begab. Arafats Rede vor der UNO, politische Akzeptanz der PLO – noch wenige Jahre zuvor völlig undenkbar! Und die Verhandlungen in Madrid, die ein Fenster der Hoffnung auf eine Konflikteindämmung, vielleicht sogar auf Frieden und gute Nachbarschaft aufzustoßen schienen. Und dann die unverhoffte Prinzipienklärung von Oslo als Durchbruch – endlich schien sich ein Ausweg aus dem politisch-moralisch-emotionalen Dilemma eines Palästinafreundes, der nicht zum Israelfeind werden wollte, anzubahnen. Allzu unkritisch nahm ich – wie viele meinesgleichen – das zum Anlass eines strahlenden Friedensoptimismus.

Meine nächsten beiden Reisen ins HEILIGE LAND fielen in diese Zeit: Jahreswechsel 1994/95 und Januar 1996. Bei ihnen dominierte eindeutig der Charakter von politischer Erkundung und menschlicher Begegnung gegenüber den touristischen und biblischen Motiven. Dies goss jedoch einiges Wasser in den Wein der Friedenshoffnung: Die Menschen vor Ort – sowohl auf israelischer wie auf palästinensischer Seite – waren in unseren Gesprächen und Begegnungen oft viel skeptischer als wir aus Deutschland. Immer deutlicher wurde, dass die entscheidenden Konfliktpunkte keineswegs einer Lösung nahe waren, sondern allenfalls auf die „Endstatusverhandlungen“ vertagt waren. Besonders die zweite Reise im Januar 1996 war überschattet vom Attentat auf Rabin im November 1995 und einer furchtbaren Serie von palästinensischen Selbstmordattentaten Anfang 1996. Meine letzte Reise in dieser Zeit zum Jahreswechsel 1996/97 war in vielen Begegnungen eher so etwas wie ein Nachruf auf den Friedensprozess.

Deutlich wurde: Die innergesellschaftlichen Widerstände gegen den Friedensprozess erwiesen sich als stärker als die Friedenskräfte, sowohl in der israelischen wie der palästinensischen Gesellschaft, vor allem, weil auf beiden Seiten gewaltbereite Minderheiten das Heft des Handelns an sich rissen. Mit der Wahl Netanjahus wurde das israelische Nein zu einem gerechten Frieden in einer Zweistaatenlösung offizielle israelische Politik. Daran änderte auch die Wahl Baraks nichts, dessen Amtszeit in dem Scheitern von Camp David 2000 ihren traurigen Höhepunkt hatte. Wer noch nicht resigniert hatte, tat dies endgültig mit der Wahl von Sharon und dem Ausbruch der zweiten Intifada, zumal deren bewaffneter Charakter ihre politische Akzeptanz auch bei Palästinafreunden im Westen von Anfang an konterkarierte. Arafats Unfähigkeit (wahrscheinlich auch mangelnder Wille), Terroraktionen palästinensischer Kommandos zu unterbinden, ließen sein trauriges Ende in der zerbombten Mukata fast als zwangsläufig erscheinen.

Mit dem Friedensthema war auch das Interesse an Israel-Palästina-Reisen vom Tisch: Mehrfache Reiseausschreibungen brachten nicht genügend Teilnehmende für eine Gruppenreise zustande (wobei natürlich auch das Risiko von Gewalterfahrungen eine große Rolle spielte). Einen Umschwung brachte paradoxerweise die Wiederbesetzung der Westbank durch israelisches Militär im April 2002, der besonders unsere kirchlichen Partner, die evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Bethlehem-Region, schwer getroffen hatte. Mit unserem Motto „**Solidaritätsreise nach Jerusalem**“ konnten wir viele Menschen – besonders im Umfeld des Jerusalemsvereins, dem traditionsreichen deutschen Unterstützungsverein für die evangelischen Christen im HEILIGEN LAND für eine Reise gewinnen, die im November 2002 dann auch stattfand. Wir wollten unseren Partnern in den Jerusalemer und palästinensischen Gemeinden, aber auch Friedensfreunden in Israel vermitteln: „Auch wenn es derzeit keinen Weg aus der Sackgasse zu geben scheint – haltet durch, wir sind auf eurer Seite, wir wollen euch mit unserem Besuch zeigen: Ihr seid nicht von aller Welt vergessen.“

Die Resonanz war überwältigend: Fast überall wurden wir mit den gleichen Worten begrüßt: „Ihr seid die erste Gruppe seit über zwei Jahren“ – die Freude und Dankbarkeit bewirkte bei mir oft ein Gefühl der Beschämung. Seitdem steht für mich die regelmäßige Durchführung solcher Solidaritäts- und Begegnungsreisen auf der Tagesordnung. Im Oktober 2003 unter dem Motto „Lernziel: Doppelte Solidarität“ (womit signalisiert werden sollte: Solidarität mit der palästinensischen Seite darf nicht mit einer pauschalen Verurteilung der israelischen Seite einhergehen; es gilt, die Solidarität mit den ehrlichen und essenziellen Anliegen jeder der beiden Seiten vor den Augen der jeweils anderen zu verantworten). Weitere Reisen fanden statt: Oktober 2004; Mai 2006, Mai 2007, Jahreswechsel 2007/2008, April 2009. Die nächste Reise findet zum Jahreswechsel 2010/11 statt.

Natürlich erfolgte in diesen Reisen immer mehr eine Erweiterung der Reisetemen über den Solidaritätsaspekt hinaus; gleichwohl bleibt er als leitendes Motiv für Reisen, die ich leite, konstitutiv. Dabei möchte ich mich bemühen, der paternalistischen Gefahr einer großzügigen Solidaritäts-Attitüde nicht zu erliegen. Sie ist billig für unsereinen, der eine Woche später wieder im befriedeten Mitteleuropa zu Hause ist. Auch möchte ich weder einen Elends-Voyeurismus gegenüber Palästinensern noch einen Empörungs-Tourismus gegenüber Israelis veranstalten. Verdächtig ist mir die politische und moralische Besserwisserei, die alles und jedes, was man im palästinensischen Gebiet erlebt und erfährt, auf das Konto der israelischen Besatzung schiebt (wenngleich natürlich die Besatzungs- und Siedlungspolitik das Grundübel der Situation ist). Wichtig ist mir viel mehr, in geschwisterlicher Verbundenheit von den Erfahrungen und Einschätzungen der Begegnungspartner zu lernen, auch gegebenenfalls in kritischer Nachfrage; oft bleibt allerdings nur die Anteilnahme an Sorge und Ratlosigkeit. Insofern komme ich von einer Reise immer bereichert und animiert, aber auch mental und emotional strapaziert zurück.

Wichtig ist mir auch, nicht nur in sterilen Seminar- und Kirchenräumen zu hören und zu diskutieren, sondern Anteil am Leben der Menschen zu nehmen. Dazu gehört auch, dass wir uns nicht nur mit dem Bus, sondern möglichst viel auch auf den eigenen Füßen bewegen. Dazu dienen aber vor allem Besuche in den lutherischen Schulen und Teilnahme am Unterricht, Besuche in Familien (möglicherweise wäre auch ein Angebot von Übernachtung in Privathäusern zu erproben), Teilnahme an Gottesdiensten, Gemeindeveranstaltungen, Festen, Konzerten... Besonders schön, wenn es dabei gelingt, nicht nur konsumierend dabei zu sein, sondern auch etwas zur Gestaltung beizutragen. So hatten wir zum Neujahrstag 2008 in Bethlehem mit unserer Gruppe einen Tag mit palästinensischen Familien: Gottesdienst, gemeinsames Essen, Besuche in den Häusern, abschließend ein von uns gestaltetes Konzert in der Weihnachtikirche. Bei allem geht es um den Versuch, am wirklichen Leben teilzunehmen, und das bedeutet auch, Freude und Geselligkeit zu erleben und auch zurückzugeben. Denn Solidarität ist keine bloße Deklaration, sondern heißt, gemeinsam ein Stück Leben zu teilen und Lebensmut zu erfah-

ren. Auch wenn es unter dem Strich doch recht wenig ist, was bei solchen Kurzbesuchen möglich ist – für mich sind das die nachhaltigsten Erfahrungen, wenn sie denn bei einer Reise gelingen.

Persönlich ist mir immer wichtiger geworden, in dieses von Unheil zerrissene Land zu reisen mit dem Bewusstsein, dass es trotz allem unter der Vorgabe und der Verheißung des HEILIGEN LANDES steht. Hier sind Gottes Spuren auf der Erde in besonderer Weise erlebbar, hier ist Hoffnung auf Gottes Heilszusage bleibend gültig. Das muss nicht unpolitischen Pilger- oder Archäologie-Tourismus bedeuten, bieten doch die Stätten der biblischen Überlieferung im Alten und Neuen Testament immer auch Anlass, über den Gegenwartsbezug des Geschehens nachzudenken, das an den jeweiligen Orten bezeugt wird. Ein wichtiges Beispiel ist für mich immer wieder die Kapelle *Dominus Flevit (der Herr weint)* gegenüber der Altstadt von Jerusalem und das Jesuswort Luk. 19,41 ff: „Wenn doch an diesem Tage auch du erkennen würdest, was zum Frieden führt. Jetzt aber bleibt es vor deinen Augen verborgen.“ (Wobei für mich die Zweifel an historisch-kritischer „Echtheit“ umso mehr Ansporn sind, über bloße fromme Tatsachengläubigkeit hinaus nach der „Wirklichkeit“ solcher biblischen Szenen und Worte für heute zu fragen).

Neben den biblischen Erinnerungsstätten spielt für mich eine große Rolle die Vielgestaltigkeit des Landes, in allen Facetten von Schönheit und Kargheit, dabei auch die Menschenwerke in diesem Land – sei es die Würde der Altstadtmauer in Jerusalem oder die Monstrosität der Sperrmauer um Jerusalem herum. Hier spüre ich Segen und Schöpfungsfülle, aber auch Schrei nach Erlösung und Sehnsucht nach Neuer Schöpfung.

In all dem geht es für mich letztlich um Reisen in die WIRKLICHKEIT DES HEILIGEN LANDES. Diese Wirklichkeit lehrt mich immer Neues, leitet mich an zu geschichtlichem Verstehen, lässt mich nicht in distanzierter Betrachterperspektive verharren, erreicht mich in einer existenziellen Tiefe, nötigt zu Parteilichkeit und Engagement, verleiht aber auch langen Atem, in politischer Trostlosigkeit auszuharren und dennoch nach Hoffnungsspuren Ausschau zu halten – Bildung par excellence.